

Zeitschrift: Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Band: 76 (1998)
Heft: 3

Artikel: "Harus!" oder "Vive la République helvétique!"?
Autor: Gansner, H.P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-341423>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

"Harus!" oder "Vive la République helvétique!"?

„Tous dehors le bateau, ceux qui'n'sont pas d'Aarau!“ ...

Diesen scherzhaften Neckvers, äusserst kombattiv skandiert, kann man ab und zu aus welschem Munde hören, wenn man mit der SBB unterwegs ist und aus dem Lautsprecher der Name der Hauptstadt der helvetischen Republik fällt. Den wenigsten SchweizerInnen ist bewusst, dass es sich dabei um den Schlachtruf der helvetischen Truppen gegen die Gegner des schweizerischen Staates von Ochs', La-

H.P. Gansner

harpes und nicht zuletzt Bonapartes Gnaden handelte (obwohl der Einfluss des Korsen auf das „Ochsenbüchlein“, wie die vom Basler Geschäftsmann und Dichter „Monsieur Ox“ erarbeitete Verfassung weit überschätzt wird). Wie sollte es uns auch bewusst sein, wird doch die Helvetik seit ihrem Ende 1815 in Geschichts- und literarischen Werken ausgesprochen stiefmütterlich behandelt. Von „Sündenfall“ ist da die Rede, vom „Landesverrat“ des Peter Ochs, dessen Nachkommen ihren Familiennamen gar in His ändern mussten, um wieder kreditwürdig zu werden, nachdem ihr von den Zeitläufen arg gebeutelter Vorfahr, der „Bürger Direktor Ochs“, Gesundheit, Familie und Vermögen in den Wirren der Kämpfe um die neue Staatsform, die das „morsch gewordene Gebäude der Alten Eidgenossenschaft“ (so die Metapher der Helvetikfreundlichen Geschichtsschreibung) verdrängte, aufs Spiel gesetzt und verloren hatte.

Mit den Jubiläumsstreitigkeiten im Vorfeld dieses Jubiläumjahres (1848 oder 1798?) ist jene Epoche wieder virulent geworden: so brach der innerschweizer Ständerat Muheim eine blutige Lanze gegen das Vorhaben der Landesregierung, in corpore nach Aarau zu pilgern und dort die Ausrufung der helvetischen Republik zu feiern. Und in der Tat ist das Martyrium der innerschweizer Bevölkerung während den napoleonischen Kriegen noch nicht vergessen, hatten doch vor allem die Nidwaldner unter der entfesselten französischen Soldateska entsetzlich zu leiden gehabt. Manchen Schritt zu weit ging jedoch bestimmt Emser Werkler Christoph Blocher, als er Adolf Muschg mit dem nazifreundlichen Schweizer Schriftsteller Jakob Schaffner verglich: Muschg wolle die Schweiz in Europa integrieren, wie Schaffner sie damals in das „neue Europa“ habe einbinden wollen. Schon ab 1815 bis zur Epoche der „Geistigen Landesverteidigung“ trennte die Interpretation der Helvetik die Geister scharf. Unter den Schriftstellern waren es Jakob Schaffner, der Nazi, und Jakob Bühler, der Sozi, die eine literarisch diametral entgegengesetzte Aktualisierung praktizierten, beide übrigens aus extrem bescheidenen Verhältnissen stammend (Bühler aus der proletarischen Webergasse in Schaffhausen; Schaffner hat einen Teil seiner unglücklichen Jugend im Basler Waisenhaus verbracht), während die gemässigte Mittelposition (beide Systeme hatten ihr gutes, man soll bürgerlich, d.h. im Rahmen des Respekts vor dem persönlichen Eigentum an Produktionsmitteln fortschrittlich sein, aber nicht revolutionär überborden

und zum Beispiel von Schuldenstreichung und Güterteilung schwafeln) von Robert Faesi, lange Zeit Präsident des Zürcher Schriftstellerverbandes, in seiner Monometaltrilogie *Herrschaft und Freiheit* (1941, 1944, 1952) vertreten wurde. Im Folgenden sollen zwei Extrem-Positionen von Schweizer Autoren in jener Zerreißprobe „etwas aufgedrösel werden“, wie sich ein wortwendiger Feuilletonist des „Literatur-Clubs“ wohl ausdrücken würde, hat doch der ansonsten nach neusten Erkenntnissen was seine Privatkorrespondenz betrifft ideologisch nicht über jedem Zweifel erhabene Carl J. Burckhardt zweifellos recht mit seinem Hinweis, dass jeder Autor immer auch unfreiwillig über seine eigne Epoche, ja über seine eigne Person schreibe: „Der Betrachter selbst ist immer auch im Bild“ – und von dieser hermeneutischen Regel will und kann sich der Schreibende dieses kleinen Essays natürlich nicht ausnehmen.

Im Verlauf der Dreissigerjahre und besonders während des Zweiten Weltkriegs nahm die Bedeutung der literarischen Gattung „historischer Roman“ markant zu. Georg Lukàcs hat dieses Phänomen in seinem grundlegenden literaturtheoretischen Werk *Der historische Roman* im Spannungsfeld zwischen den entgegengesetzten Polen „Aktualisierung der Geschichte“ im Dienst einer aktuellen Message bzw. als „Flucht tendenz“ aus einer bedrohlichen Gegenwart analysiert. Dabei gibt es auch Überschneidungen. So hat sich z.B. der bedeutendste Schweizer Vertreter des historischen Romans, Jakob Bührer, nach den Verfolgungen und Anpöbelungen durch die Fröntler nach der Publikation seines Romans *Sturm über Stifflis*, des einzigen Schweizer Gegenwartsromans jener Epoche, in welchem die Frontisten klar und deutlich dargestellt und demaskiert worden sind, geographisch ins Tessin (nach Verscio) und literarisch mit der Trilogie *Im Roten Feld*

(1938, 1944, 1951) in die Historie, in die Epoche der helvetischen Revolution, geflüchtet, letzteres aber eindeutig im Sinne einer Aktualisierung. Diese Dichotomie ist ein schweizerdeutscher Reflex auf ein allgemeines Anwachsen der historischen Belletristik in der deutschen Literatur zwischen 1933 und 1945, und zwar sowohl im faschistischen Deutschland (Kolbenheyer, Dwinger, Johst, Vesper), als auch in der antifaschistischen Exilliteratur (Feuchtwanger, Döblin). Schaffner und Bührer sind die Antipoden, die ein breites adlig bis bäuerlich konservatives (Truog-Saluz, Moeschlin, Dutli-Rutishauser, Schwarz) und ständisch bis liberal bürgerliches Mittelfeld (Lavater-Sloman, Laedrach, Faesi) eingrenzen. Mein Augenmerk gilt deshalb in dieser gekürzten Fassung einer grösseren Untersuchung diesen beiden Repräsentanten schweizerischer Literatur und Ideologie in schwerer Zeit.

Jakob Schaffner bezeichnete bereits in seiner *Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft* (Stuttgart 1915) Peter Ochs und César Laharpe, die Verfassungsväter der Helvetik, rundheraus als „Verräter“ und die französische Revolution stellt sich ihm (am Beispiel des Verteidigungskampfes des königlichen Palais) dar als Entfesselung eines brutalen Pöbels: „Das wahnsinnige Gesindel schlug sich um die Uniformen und die Köpfe der gefallenen Schweizergardisten und Revolutionsweiber verrichteten ihre Notdurft auf den verstümmelten Leichen“, wobei schon Erscheinungsort und Jahr in einem kriegführenden Land mitten im Ersten Weltkrieg natürlich ein eklatantes Präjudiz gegen Frankreich darstellten. (Der bisher einzige Schweizer Literatur-Nobelpreis Carl Spitteler hatte da mit seinem „Schweizer Standpunkt“ mitten in der deutsch-französischen Kriegs-Brandung bedeutend mehr Fingerspitzengefühl.) In *Die Schweizerische Eidgenossenschaft und das Dritte Reich* forderte Schaffner

**Jeder Autor
schreibt immer
auch unfreiwillig
über seine
eigene Epoche,
ja auch über
seine eigene
Person.**

Helvetik
bedeutete
während der
faschistischen
Bedrohung in
erster Linie
Aufklärung und
Demokratie.

dann 1939, inzwischen mit Hunderttausender-Auflagen in Nazideutschland zum „Volksschaffner“ geworden, den Anschluss an Grossdeutschland mit Berufung auf eine behauptete „germanische Blutgrundlage“ – und dieses Pamphlet erschien in jenem verhängnisvollen Jahr ebenfalls in Stuttgart. Er bedauerte, dass das Schweizer „Blut“ im Laufe der Jahrhunderte viele äussere „Beimischungen“ erhalten habe und die Schweizer nicht mehr „eine reine germanische Rasse“ seien; jetzt sollte die welsche Schweiz zu Frankreich, allerdings „zu einem *gereinigten* Frankreich (kursiv bei Schaffner, hpg) ohne Verniggerung und Tatarisierung“ geschlagen werden, „wie auch wir Nordschweizer samt den Tessinern uns bekennen zu unsern erwachten und erneuerten Kulturheimaten“. Ohne es zu merken machte sich Schaffner hier genau jenes Verrats an der Schweiz schuldig, den er perfiderweise Ochs und Laharpe vorwarf, die jedoch ihrerseits niemals einem Anschluss an Frankreich zugestimmt hätten.

Als Thema für seinen vielbeachteten historischen Roman wählte er denn auch die Schlacht von St. Jakob, weil ein Vorfahr von ihm daselbst gefochten habe, und nicht die „unehrenhafte“ Helvetik: „Harus! Rufen die Eidgenossen, wenn es in die Schlacht geht“ (*Der Gang nach St. Jakob*, Stuttgart 1937), und „Harus!“ riefen bekanntlich auch die Schweizer Fröntler bei ihren Aufmärschen. „Das durchgehende lichtweisse Kreuz im blutroten Quadrat, kurz und gut durchbrechend wie das Wesen des neuen Willens im Land“ heisst es im gleichen Roman, der vor Kriegsverherrlichung strotzt, und das „schmalschenkliche“ Schweizerkreuz der Burgunderkriege war auch das der Nationalen Front. Die beiden Embleme werden bewusst übereinandergelegt: „Wo dieses Zeichen erscheint, da erscheint der Tod für feudale Volksfeinde, erscheint die Freiheit für den arbeitenden Mann aus dem Volk, Bauer oder Handwerker (es

fehlt in der Aufzählung der Industriearbeiter, hpg) erscheint kühnes stolzes neues Leben durch alle Gaue“ – wohl auch durch das „Tellgau“, in dem Schaffner bestimmt selbst Leiter der „Schrifttumskammer“ geworden wäre. Aber die Geschichte wollte es anders, und die literarische Kriegsgurgel kam kurz vor dem Kriegsende bei der Bombardierung von Strassburg im Geschosshagel um.

Für den Sozialisten *Jakob Bühler* – seit der Schiesserei in Genf 1932 Mitglied der SP Schweiz (diese ist übrigens im Roman *Sturm über Stifflis* abschreckend-eindrücklich gestaltet), was sein Einkommen schlagartig gegen Null sinken liess – auf der politisch entgegengesetzten Seite, bedeuteten die Französische Revolution und die Helvetik während der faschistischen Bedrohung in erster Linie Aufklärung gegen Obskurantismus und Volksverdummung, Demokratie gegen Diktatur, Republik gegen Führerstaat, aber auch „Nation“ im Sinne der damals im Zeichen der „Geistigen Landesverteidigung“ konzipierten „Volksgemeinschaft“, d.h. als Abgrenzung gegen Vereinnahmungen durch die faschistischen Achsenmächte. Vergessen wir nicht, dass am Ende des 18. Jahrhunderts „la nation“ ein republikanischer Kampfbegriff gegen die Monarchie und „patriotique“ synonym war mit „revolutionär“. Was Bühler vor seiner „Flucht“ vor den Frontisten in seinen Gegenwartsromanen bereits unternommen hatte, nämlich „ein umfassendes Bild unserer Gegenwart zu schaffen, das die entscheidenden Schicksalsfragen durchleuchten und den Mut, das unabwendbar Notwendige zu tun, stärken könnte“, wie er 1938 anlässlich der Herausgabe des ersten Bandes der Trilogie *Im Roten Feld*¹ in der Zeitschrift „Büchergilde“ schrieb, dies strebte er nun auch durch

¹ Der inzwischen eingegangene Basler Z-Verlag hat diese in jedem Sinn historische Roman-Trilogie neu herausgegeben, vervollständigt durch einen von Bühler nicht selbst veröffentlichten 4. Band, dessen Handlung bis 1830 reicht.

die grossartige Gestaltung eines lange vernachlässigten, „links“ liegen gelassenen Stoffes der Schweizer Geschichte an, eines Kapitels unter jenen heiklen Themen, die „dem Gegner bisher kampflos überlassen worden sind“, wie Erwin Marti in seiner auch heute noch massgeblichen Darstellung der sozialistischen Schweizer Literatur *Aufbruch* (rotpunktverlag, Zürich 1977) richtig festhielt. Bühler wollte explizit die „Epoche des Zusammenbruchs der Alten Eidgenossenschaft in einer Weise heraufbeschwören, dass aus den Fehlern, Mängeln und Nöten jener Epoche die Fehler, Mängel und Nöte unserer eigenen in die Augen springen“. Unterscheidet sich diese Autorintention anlässlich der Publikation des 1. Bandes des Roten Feldes noch kaum von der damals weit verbreiteten Volksgemeinschafts-Tümelei à la Landigeist, die Leonhard Ragaz treffend als „schweizerisch eingefärbte Blut-und-Boden-Ideologie“ kritisierte, so ging Bühler 1944 im 2. Band unter dem Eindruck des Krieges einen qualitativen Schritt weiter, als er einen „sozialistischen, antifaschistischen Humanismus“ forderte. Den Übergang von der Alten Eidgenossenschaft zur Helvetik bezeichnete er als den „Schritt zum modernen Kapitalismus, dessen katastrophales Ende wir jetzt (1944) miterleben“. Bühler wollte die frappanten „Gemeinsamkeiten aufzeigen, die in der von allen Monarchen begonnenen Aufrüstung zum

totalitären Machtstaat zur Errichtung einer neuen Sklaverei“, damals wie zu seiner Zeit, bestehen. „Aber sowenig es uns half, wenn wir vor und während der französischen Revolution nach Frankreich starrten und hofften, von dort könne uns das Heil kommen, sowenig kann uns diesmal das Heil von aussen kommen!“ mahnte er im gleichen Jahr in der „Roten Revue“, und wenn der belastete Begriff des „Heils“ auch ausschliesslich in eine einzige Richtung zu weisen scheint, so war im internationalen Kontext gegen Kriegsende klar, dass Bühler gleichzeitig vor Versuchen warnen wollte, das sowjetische Modell nach Europa zu importieren: „Die neue, bessere Welt fällt uns nicht in den Schoss. Wir müssen sie schon selber aufbauen!“ Nach dem Krieg verschob sich dann der Schwerpunkt des 3. Bandes auf den ebenfalls aus der französischen Revolution und der Helvetik stammenden Begriff der „Weltgemeinschaft“ und der „Weltrepublik“, worunter Bühler eine Synthese des subjektiven und des objektiven Faktors, nämlich eine „herzhafte Gemeinschaft auf sozialistischer Grundlage“ verstand, ein Postulat, dem Jakob Bühler, verlassen von Freunden und vergessen von Feinden bis zu seinem Tod in seinem „Schlupfwinkel im Tessin“ (so zynisch die NZZ) immer treu geblieben ist.

H.P. Gansner lebt in Genf und Hoch-Savoyen.